

DAS OPFER DER KIRCHE UND SEINE GEFÄHRDUNG

Wo das Konzil von Trient von der heiligen Messe spricht, umschreibt es die Absicht, die Christus der Herr mit seiner Einsetzung verband, einmal mit den Worten: Er wollte seiner geliebten Braut, so wie es die Menschenatur erfordert, ein sichtbares Opfer hinterlassen. Der Kirche hat der Herr dieses Opfer übergeben. Seitdem trägt die Kirche dieses Opfer ehrfürchtig in ihren Händen, sie hütet es wie einen kostbaren Schatz. Und man kann nicht sagen, daß sie diesen Schatz nur hütet. Sie wertet ihn aus, sie vertausendfacht und vermillionenfacht ihn durch alle Jahrhunderte herauf und über die ganze Erde hin. Und es ist immer dasselbe eine heilige Opfer, das Christus seiner Kirche anvertraut hat.

Und doch hat die Art und Weise, wie die heilige Messe das Opfer der Kirche ist, im Gange der Jahrhunderte einen tiefgreifenden Wandel durchgemacht; ja, man kann sagen: Der weitaus größte Teil aller Wandlungen der Liturgie der heiligen Messe von Petrus bis auf Pius XII. wird bestimmt durch die Art und Weise und durch den Grad, wie die heilige Messe als Opfer der Kirche zur Geltung kommt.

Die Messe als Opfer der Kirche ist vor allem das Opfer Christi. Und zwar nicht bloß in dem Sinne, daß Er es eingesetzt hat, und daß Er auch selber die Opfergabe ist, weil sein Fleisch und Blut auf dem Altar dargebracht wird, sondern auch in dem Sinne, daß Er der erste und eigentliche Darbringer ist, der am Altar steht, nämlich in der Person des geweihten Priesters, der Ihn vertritt und der in Seinem Namen die entscheidenden Worte spricht.

Die Messe ist daher das Opfer Christi und Seiner Kirche, das Opfer, das Er dargebracht hat — damals auf Golgatha allein und verlassen — und das Er nun immerfort darbringt an allen Altären, und zwar darbringt gerade in der Absicht, daß nun Seine Kirche sich an Ihn anschließen kann, daß sie eingehen kann in Sein Opfern und Beten, in Sein Denken und Wollen, in Seine Hingabe an den himmlischen Vater, daß sie so mit Ihm und in Ihm (*cum ipso et in ipso*) ein einziges Loblied werden kann vor Gottes unendlicher Majestät.

Aber eben deswegen besteht eine gewisse Gefahr, daß das Opfer Christi als solches im Bewußtsein der Gläubigen alles andere überstrahlt und daß alles, was hinzukommt, zu einer sehr äußerlichen, im Grunde gleichgültigen Fassung des leuchtenden Edelsteines wird. So entstehen Andachtsweisen, in denen das Opfer der Kirche als solches kaum mehr zur Geltung kommt und denen wir gleichwohl zubilligen müssen, daß sie innerhalb der Kirche möglich und noch legitim sind. So, wenn das Mütterchen zur Kirche kommt und nur an ihrem Rosenkranz nestelt und sich freut, dabei zu sein und am Segen des Opfers teilzuhaben, und dann wieder erhoben und getröstet nach Hause geht. Oder auch, wenn manchmal am Sonntag eine Versammlung von Gläubigen sich vor dem Altar einfindet, aber es bleibt eine schweigende Versammlung. Jeder ist in seine Andacht vertieft und folgt auf seine Weise dem, was der Priester am Altar leise murmelnd spricht und tut. Auch da ist die Messe Opfer der Kirche. Ihr Priester bringt es dar, und von ihr sind die Formen festgelegt. Aber weiter kommt das Opfer der Kirche nicht zur Geltung.

Das war in der Frühzeit der Kirche offenbar einmal anders. Man braucht das Bild gar nicht schärfer zu zeichnen, denn es ist allbekannt. Die Umrisse sind im heutigen Ordo Missae noch deutlich erkennbar, und sie beginnen in unserer Zeit wieder lebendig zu werden: Es ist das Bild vom Priester, der sein Gebet nicht bloß im Plural verrichtet, sondern vor jeder Oratio die Gläubigen grüßt und den Gegengruß empfängt, und dann sie mit dem Oremus zum Gebet einladet, der dann wieder am Ende des Gebetes im Amen von ihnen die Zustimmung empfängt — so bei jeder Oratio, und noch mehr beim Hauptgebet, bei der gratiarum actio, zu der er mit dem Gratias agamus aufruft; und das Bild von den Gläubigen, die verstehend auf die Lesungen hören, die in den Gesang des Priesters einfallen: im Gloria und vor allem im Sanctus; die ihre Gabe zum Altar bringen und sie zur himmlischen Gabe verwandelt in der Kommunion empfangen: Priester und Volk eine wirkliche Gemeinschaft. Das war nicht nur tatsächlich, sondern auch im geformten Ausdruck Opfer der Kirche. Wertvoll nicht bloß deswegen, weil eben Form und Sache überhaupt soweit möglich übereinstimmen sollten, sondern auch deswegen, weil so in den Gläubigen das Kirchenbewußtsein lebendig erhalten wurde. Das Bewußtsein, daß sie eine Gemeinschaft der Erlösten, eine plebs sancta sind und danach auch ihr Leben formen mußten. Ja, schließlich wertvoll auch deswegen, weil der auf solche Weise gefeierte Gottesdienst intensivste Seelsorge ist. Es war damals die Hauptform und zwar eine sehr wirksame Form der Seelsorge.

Bei diesem Bilde, das etwa dem Zustand im 3. bis 4. Jahrhundert entspricht, brauchen wir nicht weiter zu verweilen. Wir wollen vielmehr nur der Frage etwas nachgehen, wie es anders geworden ist, welche Kräfte am Werk waren und vielleicht noch am Werk sind, die einer solchen Verwirklichung des Kirchenbegriffes im Gottesdienst der Kirche hinderlich wurden und vielleicht auch noch heute hinderlich sind, worauf wir also achten müssen, wenn die heilige Messe wirklich im vollen Sinne als Opfer der Kirche zur Geltung kommen soll.

Da ist eine erste Gegenkraft, die schon am Ausgang des christlichen Altertums fühlbar wird: Die Verfeinerung.

Die Kirche ist groß und reich geworden, ihre Basiliken sind weiträumig, ihr Klerus zahlreich. Alles, was die Kultur der Zeit zu bieten vermag, steht zur Verfügung. Und es ist auch benützt worden, wenigstens für den hochfestlichen Stationsgottesdienst.

Wir wissen nichts Genaueres, wie der gewöhnliche Pfarrgottesdienst in den Titelkirchen und in den Kirchen auf dem Lande am Ausgang des christlichen Altertums gehalten worden ist. Er hat sich wahrscheinlich nur wenig geändert gegenüber der vorausgehenden Zeit, in der die Verhältnisse und die Formen einfacher waren. Wir kennen nur jenen Gottesdienst näher, der allmählich so reich und kompliziert geworden ist, daß man seinen Hergang in den Ordines Romani aufschreiben mußte. Das ist eben der päpstliche Stationsgottesdienst, bei dem der ganze päpstliche Hof, der Adel von Rom und viel Volk aus allen Bezirken der Stadt versammelt war. Da erscheint erstmalig ein eigener Sängerchor, die sogenannte schola cantorum.

In den ersten Jahrhunderten war im christlichen Gottesdienst zwar nicht der Gesang unbekannt, wohl aber ein besonderer Sängerchor. Das Volk selber hat gesungen, freilich in sehr anspruchsloser Weise: Es fällt in den Gesang des Sanctus ein; es singt also in der gleichen mehr rezitierenden

Melodie weiter, in der der Priester das Dankgebet begonnen hat. Das Volk singt auch zwischen den Lesungen und singt zur Kommunion. Im übrigen herrscht die Stimme des Zelebranten und des Lesers. Der Gesang des Volkes zwischen den Lesungen und zur Kommunion wurde von einem Vorsänger geleitet in der Weise des sogenannten responsorischen Gesanges: das heißt, der Vorsänger singt dem Volke zuerst einen Kehrvers vor, den das Volk nach jedem Psalmvers oder nach jeder Stufe wiederholen kann.

Jetzt, etwa im 5. Jahrhundert, tritt in den gleichen Kirchen die Schola auf. Sie bereichert das Bild mit ihrem Wechselgesang (in zwei Chören — man spricht von antiphonischem Gesang). Die Schola singt zum Einzug des Klerus, zum Opfergang des Volkes und nun auch zur Kommunion des Volkes. Dagegen ist sicher nichts zu sagen. Aber wie schon bei der Kommunion aus einem immerhin wohl begreiflichen Grunde das Volk im Gesange abgelöst wird und antiphonischer Scholagesang an die Stelle tritt, so wird das Volk nun auch im Gesang zwischen den Lesungen abgelöst. Man bleibt hier zwar bei der alten Stilform: responsorischer Gesang, sowohl im Graduale wie beim Alleluja. Aber die Schola übernimmt ihn. Das Volk kann einen solchen Gesang ja doch nur unvollkommen leisten. Es ist nicht einmal sicher, daß das Volk bei diesen festlichen Anlässen überhaupt noch seine Stimme erheben konnte oder erheben sollte.

Ungünstig war an dieser Entwicklung für die Folgezeit, daß gerade diese hochfestlichen Formen, die allein schriftlich fixiert waren, nun eben in diesen schriftlichen Fixierungen als die römische Liturgie in das Ausland wanderten. Im Frankenreiche waren schon lange vor Karl dem Großen die Augen der maßgebenden Männer der Kirche auf Rom und auf die gut geordnete römische Liturgie gerichtet, durch die man die liturgische Verwirrung im eigenen Lande überwinden wollte. Man verschaffte sich mit viel Eifer und Mühe die römischen Bücher, und suchte, was man darin las, mit und ohne römischen Lehrer durchzuführen, so gut man konnte.

Aber es war eben schon die festliche Form, die man so kennen lernte und die man nun sozusagen als Alltagsform auch in den Pfarrkirchen einführte. Die Verfeierlichung bedrohte also hier die aktive Beteiligung des Volkes und damit das Opfer der Kirche als solches.

Übrigens haben wir in der Liturgiegeschichte noch eine zweite Periode, in der die Verfeierlichung sehr intensiv und nicht gerade vorteilhaft auf die Gestaltung des Gottesdienstes eingewirkt hat: Die Barockzeit: Das Gotteshaus wird, wo man es erschwingen kann, zum Prunksaal mit reichlicher Heranziehung naturnaher, oft sehr irdischer Schönheit. Und der Gesang wird zur großen polyphonen Musik — die Messe wird bewußt zum großen Schauspiel gestaltet. Zunächst ebenfalls nur bei festlichen Anlässen oder an Mittelpunkten der Kunstpflege: in Hofkirchen und Burgkapellen. Aber noch einmal sehen wir denselben Prozeß sich vollziehen, den Prozeß des sinkenden Kulturgutes: Was zunächst hochfestlich und als Sondergut erster Zentren gemeint war, dringt ins Weite hinaus, wird alltäglich oder doch allsonntäglich und so finden wir heute noch vielfach auf Landchören den Ehrgeiz, Sonntag für Sonntag Messen „aufzuführen“, die wie eine rätselhafte, klingende Wolke über der Gemeinde schweben, aber immerhin diese zum Schweigen verurteilen.

Eine zweite Gefahr für eine ausdrucksvolle Gestaltung des Opfers der Kirche kam von einer gewissen Verdunkelung des Kirchen-

begriffes im Bewußtsein der Gläubigen und auch der Kleriker seit dem Ausgang des christlichen Altertums, und zwar beginnt diese Gefahr fühlbar zu werden gerade ebenfalls in der karolingischen Epoche. Das hängt zusammen mit äußeren, aber noch mehr mit dogmengeschichtlichen Vorgängen und Verhältnissen.

Die äußeren Verhältnisse hatten es mit sich gebracht, daß das Volk die Sprache des Priesters am Altar nicht mehr verstand. Latein war die vornehmere Sprache, die alleinige Schriftsprache, die Sprache, die von der führenden Schicht bei den Franken halbwegs verstanden wurde. So hatte man kein Bedürfnis, daran etwas zu ändern. Ja, das Interesse der größeren Feierlichkeit schien die vornehme, ein wenig fremde Sprache zu fordern. Aber damit war natürlich auch schon eine weitgehende Trennung zwischen Altar und Volk gegeben, eine gewisse Lähmung des Mittuns der Gläubigen, und zwar schon von außen her.

Dazu kamen aber jetzt Kräfte von innen, die in der gleichen Richtung wirkten. Der Begriff der Kirche ist nicht mehr so lebendig wie früher. Gewiß, man weiß, was die Kirche ist und wer zu ihr gehört. Aber man sieht die Kirche nicht mehr so wie früher als eine religiöse Größe, als die Gemeinschaft der Erlösten, die eins ist in Christus. Im ganzen Mittelalter kommt das Wort vom mystischen Leibe Christi, das man doch beim heiligen Paulus las, in der eigenen Sprache der Theologen und der geistlichen Schriftsteller nur mehr ausnahmsweise vor. Man sieht die Kirche nun vorwiegend in ihrer hierarchischen Struktur: Es ist derselbe Bau der heiligen Kirche Gottes, aber man sieht ihn von einer anderen Seite. Es bildet sich die Auffassung, die heute noch nachwirkt, daß eigentlich Papst, Bischöfe und Priester die Kirche ausmachen, oder daß sie wenigstens allein zu irgendeiner Aktivität in der Kirche berufen sind.

Dieser Wandel im Kirchenbild wird weithin verständlich aus den dogmengeschichtlichen Erfahrungen gerade der fränkischen Kirche, die damals führend war. Die Frömmigkeit der gallikanisch-fränkischen Kirche hatte sich gebildet in der Atmosphäre der christologischen Kämpfe, die im 5. und 6. Jahrhundert in den westlichen Ländern von neuem auftraten, die durch das Arianertum germanischer Stämme, besonders der Westgoten, ausgelöst worden waren, und die lange Zeit eine große Schärfe besaßen. Diese christologischen Kämpfe (ich kann das nur andeuten) brachten es mit sich, daß man sich katholischerseits in acht nehmen mußte, von Christus so zu reden, als ob er nicht in seiner Gottheit gleichen Wesens mit dem Vater wäre. Ja, man vermied es auch so weit als möglich, auch nur von der Mittlerschaft Christi zu reden.

So wurde der Gedanke an den verklärten Gottmenschen im Frömmigkeitsleben zurückgedrängt. Damit wurde aber der Gedanke von Christus als dem lebendigen Haupt der Kirche verdunkelt. Damit verlor auch der Kirchenbegriff im Bewußtsein der Gläubigen seine religiöse Tiefe. Es tritt dann notwendig die hierarchische Struktur in den Vordergrund, der Unterschied zwischen Klerus und Volk, und damit auch die Neigung, im Gottesdienst zwischen Klerus und Volk, zwischen Altar und Schiff der Kirche eine immer stärkere Trennung durchzuführen, die schließlich beinahe zur Scheidewand geworden ist.

Und tatsächlich zeigt eine ganze Reihe von Erscheinungen, daß diese Trennung nun rasche Fortschritte gemacht hat. Am Beginn der karolin-

gischen Epoche, die auch religiös zunächst als eine Erneuerungsbewegung begann, finden wir zwar noch verschiedene Versuche, die Gläubigen im Gottesdienst zu aktivieren: Sie sollen dem Priester antworten, sie sollen in das Gloria Patri des Introitus, in das Sanctus einstimmen. Aber die Atmosphäre ist solchen Versuchen nicht mehr günstig. Nur der Opfergang kommt noch einmal zu einer Blüte, die Kommunion schon nicht mehr. Man verzichtet seit dem 9. Jahrhundert darauf, den Gläubigen den Hergang der Messe, wie er wirklich ist, verständlich zu machen. Man geht über zur allegorischen Deutung der einzelnen Zeremonien.

Man legt nun auch Wert darauf, das Geheimnisvolle und Unzugängliche in der sakramental-liturgischen Handlung zu betonen. Der Altar, der im christlichen Altertum in der Regel im Mittelpunkt jenes Halbkreises stand, der durch das Presbyterium gebildet wurde, und der so dem Volke nahe war, wird jetzt in den Hintergrund zurückgeschoben, an die Wand der Apsis.

Ja, in den größeren Kirchen, den Kathedralen, Kollegiatskirchen wird der Raum des Klerus vielfach durch eine förmliche Trennungswand, den sogenannten Lettner, vom Raum des Volkes abgetrennt. Und dahinter entfaltet sich eine eigentliche Klerusliturgie. Gewiß, das christliche Volk ist daran nicht völlig unbeteiligt: durch reiche Stiftungen, die natürlich von den Gläubigen ausgehen, werden Priesterkollegien und Mönchsgemeinden ermöglicht, die keine andere Aufgabe haben, als Tag und Nacht das Lob Gottes zu singen — im täglichen Stundengebet, das eine viel größere Ausdehnung hatte als heute, mit dem Konventamt als dem täglichen Höhepunkt. Aber es ist Klerusliturgie.

Auch im Gottesdienst der Sonn- und Festtage für das Volk übernimmt der Klerus die Gesänge des Volkes. Es werden dafür nun reichere, einheitlichere Choralkompositionen geschaffen, zum Teil in sehr glücklicher Form, unsere Choralmissen. Aber schon das Wort „Choral“ verrät uns eine ganze Entwicklung, wenn es in diesem Zusammenhange gebraucht wird. Choral ist der Gesang, der im Chor der Kirche, vom Klerus in den Chorstühlen, besorgt wird. Schließlich wird dann noch (in der barocken Weiterentwicklung) der Klerus selbst durch den Kirchenchor abgelöst. Und der Begriff „Chor“, der ursprünglich ungefähr gleichbedeutend war mit Presbyterium, überträgt sich auf die Empore im Hintergrund der Kirche. Das Volk schweigt, der Gottesdienst entspricht einer Auffassung der Kirche, in der die Gläubigen nur mehr ein gewisses passives Element sind. Und diese Auffassung wird noch einmal verstärkt durch die kirchlichen Ereignisse des 16. Jahrhunderts.

Luther und die Reformatoren hätten nicht unrecht gehabt, an der Auffassung der Kirche, wie sie der Praxis zugrunde gelegt wurde, Kritik zu üben. Aber sie übten nicht bloß Kritik, sondern stellten das gerade Gegenteil als These auf: Sie leugneten das besondere Priestertum in der Kirche überhaupt. In der Kirche sind alle gleich; wie Luther sagt: „Was aus der Taufe krochen ist, das mag sich rühmen, daß es schon Priester und Bischof und Papst geweiht ist.“ Da war es eine bittere Notwendigkeit für die Kirche, um Verwirrung zu vermeiden, noch einmal gerade das besondere Priestertum zu betonen, die priesterlichen Vollmachten, die hierarchische Ordnung. Aber für die Aktivierung der Laien in der Kirche war das begreiflicherweise nicht günstig.

Die Lehre von der Kirche ist in dieser ganzen Zeit, seit dem Ausgang des christlichen Altertums, nicht verändert worden. Aber innerhalb dieser Lehre sind für das praktische Leben in der Kirche die Akzente so gesetzt worden, daß das Hierarchische überbetont, der Anteil des Volkes aber verkürzt wurde. Das hat sich im Gottesdienst entsprechend ausgewirkt.

Noch ein Faktor hat sich in den letzten Jahrhunderten zuungunsten einer lebendigen Darstellung des Opfers der Kirche ausgewirkt. Ein Faktor, der das ganze Geistesleben der Neuzeit kennzeichnet: Es ist der Individualismus dieser Periode. Der einzelne soll seine Freiheit und sein Recht und seine Entfaltungsmöglichkeiten haben. Die Kulturgeschichte und besonders die Kunstgeschichte stellen fest, daß dieser Geist schon im späteren Mittelalter, besonders in der Spätgotik, fühlbar wird: die große Ordnung der romanischen Periode wird gelockert, die strengen Formen lösen sich auf in eine spielerische Ornamentik.

Auch in der Geschichte der Liturgie ist dasselbe zu beachten: Gerade auch innerhalb der feierlichen Klerusliturgie wird das Zusammenwirken aufgelockert. Bis dahin wurden die einzelnen Faktoren: Zelebrant, Lektor, Chor, Schola, als irgendwie ebenbürtige Glieder in einem geschlossenen Gesamtvorgang betrachtet. Darum waren auch die zugehörigen Bücher darauf angelegt: Sakramentar, Lektionar, Gesangsbücher; das waren gewissermaßen Rollenbücher der einzelnen, die zum gemeinsamen Werke zusammenwirkten.

Jetzt entsteht für den Zelebranten die Vorschrift, daß er selber alle Texte lesen muß, auch die Lesungen, auch die Gesangtexte. Er macht sich also gewissermaßen selbständig, auch im Hochamte. Das hat dann die weitere praktische Konsequenz in der Anlage der Bücher — eine Konsequenz, die weiter nicht tragisch ist: es entsteht das Missale, in dem nicht nur die Texte des Sakramentars enthalten sind, sondern auch die Lesungen des Lesers und die Gesänge des Chors und der Schola und auch die Rubriken des Zeremoniärs, die aus den Ordines stammen.

Doch das war schließlich ein Vorgang innerhalb des Anteils des Klerus. Aber auch das Volk wird früh von dieser Bewegung erfaßt. Bis in das späte Mittelalter war es selbstverständlicher Grundsatz gewesen, daß die ganze Gemeinde sich am Sonntag zu einem gemeinsamen Gottesdienst versammelt. Es war die wöchentliche Vollversammlung der Gemeinde. Sie wurde darum auch, und zwar seit Konstantin, auf die Stunde verlegt, in der man wichtige Veranstaltungen, festliche Versammlungen anzusetzen pflegt: in die Mitte des Vormittags, in die dritte Stunde des Tages; durch mehr als tausend Jahre war das eine feste Regel. Es gab schon früher auch Privatmessen, auch am Sonntag. Aber sie mußten nach Ort und Zeit so angesetzt werden, daß das Volk daran nicht teilnehmen konnte. Auch in Klosterkirchen mußte der Gottesdienst am Sonntag im allgemeinen hinter verschlossenen Türen stattfinden.

Das wurde anders seit dem 13. Jahrhundert: Die Bettelmönche setzten es durch, daß auch ihre Gottesdienste als gleichberechtigt anerkannt wurden, und obwohl verschiedene Synoden immer wieder dagegen Stellung nahmen, bildete sich der Grundsatz, der 1517 auch von Rom aus anerkannt wurde, daß man am Sonntag nur an irgendeiner Messe teilnehmen müsse. Es genügte nun auch eine Privatmesse außerhalb der eigenen Pfarrkirche. Damit war offenbar ein schwerwiegender Durchbruch des Individualismus

gelungen, oder, sagen wir schonender: der Ansprüche des Individualismus. Denn wir dürfen, um gerecht zu sein, diesen Individualismus nicht nur negativ beurteilen. Und zwar zunächst einmal im gottesdienstlichen Raum. Mit der Lockerung des Pfarrbannes war für die neuen seelsorgenden Orden erst die Möglichkeit gewonnen, mit ihrer Erneuerung der Predigt das Volk zu erreichen, dem Volke im Beichtstuhl nahe zu sein, wirkliche Seelsorge zu üben, was damals bitter notwendig war.

Aber auch im weiteren Bereich, im religiösen Raume überhaupt, hat der Individualismus (oder sagen wir: die stärkere Berücksichtigung der Einzelperson) seine positiven Seiten. Bis gegen Ende des Mittelalters hat man sowohl im Kloster wie im Weltklerus, abgesehen von etwas geistlicher Lesung, fast nur das gemeinschaftliche Gebet gepflegt, das kollektive Gebet, und damit das mündliche Gebet. Wenn man mehr beten wollte, hat man im Chor neue Psalmen oder ein neues Votivoffizium hinzugefügt. Seit dem 15. Jahrhundert entsteht eine Bewegung für das persönliche, das betrachtende Gebet. Von Holland aus breitet sich diese Bewegung rasch über die ganze Kirche aus. Ignatius von Loyola hat dann die Betrachtung von dieser übernommen, hat sie zur Grundlage seiner „Geistlichen Übungen“ gemacht und ihr auch in seinem Orden das Übergewicht gegeben.

Ich glaube: Es ist heute jedem ehrlich strebenden Priester und jedem Priestertumskandidaten evident: Wenn wir heute in der Seelsorge die Priesterpersönlichkeit brauchen, dann ist dies nicht möglich ohne das persönliche Gebet, d. h. aber, das betrachtende Gebet. Aber auch für die Gläubigen, für die Laien ist persönliches Beten, und damit eine gewisse Freiheit in der Gestaltung ihres Frömmigkeitslebens (und wohl auch ihres Sonntags) unerlässlich. Ein Benediktiner, P. Chrysostomus Panfoeder, hat vor Jahren ein feines Büchlein geschrieben: Das Persönliche in der Liturgie (1925), und hat darin gezeigt, wie echte Liturgie, die wirklich Gottesdienst ist, nur aus dem persönlichen Beten der vielen erwachsen kann. Nicht die schöne äußere Form ist Gottesdienst, sondern das aus den Herzen der vielen gemeinsam aufsteigende Beten.

Andererseits müssen wir aber doch feststellen: So wie der Individualismus und die Entwicklung des Persönlichen im Kulturleben zwar zu großen Erfolgen geführt hat, aber in der Überspannung auch zu ungeheuren Schäden, so ist auch auf religiösem Gebiete der Aufstieg und der Gewinn nicht ohne Einbußen erreicht worden. Der Sinn für die Kirche nimmt weiter ab, damit sinkt auch bei aller Hochschätzung der heiligen Messe der Sinn für das Opfer der Kirche als solcher, für die gemeinsame Feier. Der einzelne vertieft sich in sein Gebetbuch und pflegt seine Andacht.

Während man vom Mittelalter sagen kann, daß damals die gemeinschaftliche Feier, wenigstens innerhalb des Klerus, bis zur Hypertrophie entwickelt worden ist, wird jetzt mehr und mehr die stille Messe die Grundform. Und das sogar in den offiziellen Dokumenten der Kirche: Im Missale Romanum wird im Ritus servandus die missa lecta zugrunde gelegt. In manchen Ländern, besonders in Irland und in den Vereinigten Staaten ist auch am Sonntag die stille Messe das Normale. Man kann in Amerika am Sonntag die größte Kirche bis zum letzten Platz gefüllt antreffen, alles in schönster Ordnung, zahlreiche Kommunionen — aber kein gemeinsames Lied, kein gemeinsames Gebet; das einzige, was man hört, ist vielleicht die Predigt und die Verkündigung der Gottesdienstordnung.

Aber auch dort beginnt das, was inzwischen bei uns schon seit einigen Jahrzehnten eine schwungvolle Bewegung geworden ist: das langsame Erstarken des Verständnisses für die Kirche und auch die Erneuerung des gemeinschaftlichen Gottesdienstes, des Opfers der Kirche: „Die Kirche erwacht in den Seelen.“

Nur noch kurz die Frage: Was muß geschehen, damit diese Bewegung einigermaßen ihr Ziel erreicht? Wir haben drei Faktoren festgestellt, die auf die heilige Messe als Opfer der Kirche, auf die würdige gemeinschaftliche Feier, auflösend gewirkt haben. Die Heilung, die Behebung des Schadens, die Rückkehr zur guten Ordnung, zu einer würdigen Feier des Gottesdienstes der Kirche, zumal in der heiligen Messe, kann nur dadurch geschehen, daß diese negativ wirkenden Faktoren im Bereich des Gottesdienstes in die richtige Ordnung zurückgeführt und in der richtigen Ordnung gehalten werden.

Gehen wir in umgekehrter Reihenfolge vor:

1. Der Individualismus. Einen gewissen Freiheitsanspruch, eine gewisse Freizügigkeit müssen wir den Menschen heute zuerkennen. Es wäre eine Utopie, wenn man heute in der Stadt wieder einen einheitlichen, alle erfassenden Pfarrgottesdienst anstreben wollte. Es müssen Einzelgottesdienste sein zu verschiedener Stunde. Aber diese sollen als gemeinschaftliche Feiern eingerichtet sein, so daß alle zusammengefaßt werden zu gemeinsamem Singen und Beten. Aber doch so, daß auch noch Raum bleibt für stilles und persönliches Beten. Die Betsingmesse ist dafür eine würdige Form.

2. Wichtiger ist das Zweite: Daß wir das Kirchenbewußtsein wieder zu stärken suchen. Das geschieht nicht dadurch, daß wir möglichst oft vom Priestertum und von den Aufgaben und Vorrechten der kirchlichen Hierarchie predigen, oder von der Kirche als einer vollkommenen Gesellschaft, sondern dadurch, daß wir das Bewußtsein pflegen: wir gehören alle Christus an. Er ist unser erstgeborener Bruder, der uns den Zutritt zu Gott, unserem Vater, eröffnet hat. Er ist unser Herr, unser König, unser Hirt, und wie die Gleichnisworte alle heißen. Wir sind eins in ihm, der das Haupt ist: wir sind so zusammen Heilige Kirche.

So wichtig es ist, daß wir den Gläubigen den irdischen, lehrenden, leidenden, für uns sterbenden Heiland vor Augen führen, der uns gelehrt hat, der für uns gelitten und sein Leben geopfert hat, so wichtig ist es auch, daß wir die Gläubigen auf den österlichen, verklärten Christus hinweisen, der immerfort und auch in der Gegenwart lebt und herrscht (qui vivit et regnat), der als das lebendige Haupt die Kirche zusammenhält.

Es ist darum von allergrößter Bedeutung für die religiöse Erneuerung, daß uns durch das Römische Dekret von 1951 die Osternacht wieder geschenkt worden ist. Die Erneuerung der Osterliturgie (die freilich auch dem Volke verständlich gemacht werden muß) ist der wichtigste Beitrag zur Erneuerung des Kirchenbewußtseins.

Wenn die Gläubigen wieder spüren: Christ sein heißt in der Taufe mit Christus auferstanden sein, mit dem Auferstandenen verbunden bleiben, teilhaben an dem göttlichen Leben, das den mystischen Leib des Herrn erfüllt, dann spüren sie auch wieder, was die Kirche ist.

Die hierarchische Ordnung brauchen wir dabei nicht zu verschweigen. Die Kirche ist von Anfang an durch Christus selbst so angelegt, daß sie aus Klerus und Volk besteht. Im ersten Gebet nach der Wandlung, wo von den Gläubigen das Höchste ausgesagt wird, was ausgesagt werden kann, daß sie nämlich das heilige Opfer darbringen, wird das Subjekt der Handlung mit dem doppelten Ausdruck umschrieben: *nos servi tui sed et plebs tua sancta*. Aber Klerus und Volk gehen doch gemeinsam auf in einer höheren Einheit: sie sind zusammen durch Christus das eine Gottesvolk, die eine Kirche.

3. Schließlich müssen wir, damit das Opfer der Kirche als solches zur Geltung kommt, immer ein wenig auf der Hut sein gegen die Neigung zur Verfeierlichung. Zwar werden wir auch das Aufgebot aller Mittel und aller Kräfte zur höchsten Feierlichkeit, zum höchsten Glanze der Verherrlichung Gottes nicht verschmähen — an den Hochfesten, an Fronleichnam und bei ähnlichen Gelegenheiten. Aber wir werden uns auch bewußt bleiben, daß für den kirchlichen Alltag (d. h. für den Sonntag) nicht der höchste Glanz das Ideal ist, sondern die Anbetung Gottes „im Geiste und in der Wahrheit“, also die möglichste Echtheit der Feier. Das Gebet und das Opfer, das aus den Herzen aller aufsteigt, das Gotteslob, das aus dem Munde aller zu Gott emporspringt, und das womöglich auch im sakramentalen Mitvollzug, in der gemeinsamen Kommunion sich vollendet.

Wir wünschen uns zwar in den kirchlichen Mittelpunkt überall auch den prächtigen, repräsentativen Bau, in dem alle Künste zusammenwirken und ihr Höchstes leisten. Aber in der Breite des Kirchenvolkes wünschen wir uns heute vielmehr die kleinen Gotteshäuser, würdig, aber schlicht, in denen eine Gemeinde sich heimelig fühlt, in denen sich das Bewußtsein der Gemeinschaft bilden kann, in denen das Opfer der Kirche Gestalt annehmen kann.

Das Opfer der Kirche muß Gestalt annehmen in der konkreten Versammlung der Gläubigen, die *hic et nunc* um einen Altar versammelt sind.

„Opfer der Kirche“ — so haben wir eingangs festgestellt, ist, in sich genommen, noch nicht das Höchste, was von der Messe ausgesagt werden kann. Höher ist, daß die Messe das Opfer Christi ist. Aber das Höchste ist, daß die Messe das Opfer ist, das die Kirche mit Christus dem himmlischen Vater darbringt.

Innsbruck

Jos. A. Jungmann, S.J.

Eingehende Berichte über die Studientagungen in Maria-Laach (3. bis 6. August) und Lugano (14. bis 18. September) erscheinen in der nächsten Folge unserer Zeitschrift.

Die Schriftleitung
